

Australische Reisebriefe, VI.

Von Professor H. Dexler.

Fischerleben auf Stradbroke Island.

LIBRARY
NEW YORK
BOTANICAL
GARDEN

II.

Selbstverständlich erwies sich das Tierleben, das sich schon zur Nachtzeit durch so viele Eigentümlichkeiten verriet, bei Tage noch viel gestaltenreicher.

Mein Hauptinteresse wendete ich den Känguruhs zu, deren Sprungschläge ich gleich in den ersten Nächten als dumpfes „tut, tut“ gehört und deren Anwesenheit mir Tommy bereits versichert hatte. Ich wollte nur an ihre Existenz nicht recht glauben, da mir in allen australischen Hafenstädten die Seltenheit dieser Tiere angezeigt wurde. Was die fortschreitende Besiedelung übrig gelassen, sollte der Dürre zum Opfer gefallen sein. Sie sollen in den besser bewässerten Teilen des Kontinentes so zahlreich gewesen sein, dass sie den Weidetieren die Grasnutzung beschränkten. Der Staat erklärte sie als „Pest“ und prämierte ihre Tötung, wovon später die Rede sein wird. Heute sind davon im Süden und Südosten Australiens nur wenige Reste übriggeblieben und im weiteren Umkreise um die Kulturzentren sind sie fast ausgerottet. Auch im Westen Queensland sind sie so selten geworden, dass man kaum je eines der Tiere zu Gesicht bekommt, ganz zu schweigen von den Rudeln und Herden früherer Tage oder des tropischen, unbewohnten Nordens. Herr Konsultssekretär Hansal in Sydney sagte mir, dass er während seines zwölfjährigen Aufenthaltes in New-South-Wales niemals Gelegenheit hatte, wildlebende Känguruhs zu sehen und auch in Brisbane machte man mir keine zu grossen Hoffnungen darauf.

Meine Verblüffung war daher keine geringe, als ich am zweiten Tage meines Camplebens, die Wallumsümpfe durchziehend, ein grosses rotes Känguruh aufjagte, das im hohen Grase sich ein bequemes Lager ausgehöhlt hatte. Von ihm liefen zum nahen Waldesrand mehrere im Grase getretene Steige, die ich von meinen Leuten erzeugt glaubte. Kaum 50 Meter weiter stöberte ich ein zweites Tier auf, war aber immer noch so be-

fangen, dass ich trotz der kürzesten Distanz fehlte. Meine Schüsse schreckten noch weitere drei Stück auf, die alle in langen Sätzen zwischen den Tea-Trees verschwanden. Die Anwesenheit dieser schönen Tiere war nun wohl unzweifelhaft und ich beschloss hocherfreut, systematisch ihrer Jagd obzuliegen, um womöglich Embryonalstadien in möglichst grosser Zahl zu erbeuten. Dazu ist es leider nie gekommen, weil mir mein Fischerleben keine Zeit liess und weil sich bald andere einstellten, die einen ähnlichen Jagdeifer an den Tag legten, dabei aber von anderen Absichten geleitet waren als ich.

Als ich am 26. Juni, von der ersten Fahrt nach Dugongsspuren heimsegelte, hörte ich bei Annäherung an die Küste zwei Schüsse fallen, die mich insofern beunruhigten, als ich glaubte, dass einer meiner zurückgelassenen Leute eines meiner Gewehre erwischt haben könnte. Bald hörte ich neuerlich schiessen und nahm hinter den Mangroves ein kleines fremdes Segelboot wahr, das dort vor Anker lag. Ich hielt das Fahrzeug für ein Brisbaner Vergnügungsboot und war wegen des Herumknallens sehr um die Känguruhs besorgt — wie sich zeigte, hatte ich nur zu sehr das Richtige getroffen.

Die durch das Gesetz ausgeworfene Prämie für die Känguruschlachtung dient einer Menge von Leuten zum Lebensunterhalt, die, ein halbes Nomadenleben führend, den Tieren nachstellen und im Sommer, bei schlechtem Pelz, sich die Prämie auszahlen lassen, bei Winterhaar aber die Pelze ziemlich gut verkaufen. Zwei derartige Jäger wählten jeden Winter Stradbroke zu ihrer Station, bis sie das Meiste ausgeschossen hatten; durch Zufall kamen sie fast gleichzeitig mit mir an und schlugen ihr Camp in der nächsten Nähe des meinigen auf. Als ich ans Land stieg, hatten sie bereits drei Wallaroorfelle eingebracht und meine Jagdpläne waren mit einem Schlage zu Wasser geworden. Da ich nach kurzer Überlegung einsah, dass mir keine Aussicht blieb, die wenig respektabel aussehenden Kerle ohne weiteres los zu werden, so paktierte ich mit ihnen und begleitete sie auf ihren Zügen. Der eine war ein entlaufener Matrose und schwerer Säufer, der andere ein Halfcast, der sich abstinert hielt. „Trinkin' is killin' a man“ sagte er. Er war ein Beispiel jener paradiesischen Ungebundenheit, mit der man in Queensland leben kann. Durch seine Hautfarbe für die weisse Gesellschaft unmöglich gemacht und andererseits durch seine weisse Blutbeimischung absolut nicht gewillt, zu den verachteten Farbigen gezählt zu werden, führte er als Trapper die Lebensweise eines Nomaden. Er durchwanderte die Ostländer Australiens, vom Kap York bis zum äussersten Süden, blieb, wo er Felle erbeuten konnte, und ging, wenn er den Wildstand ruiniert

hatte. Ohne Verpflichtung der An- oder Abmeldung, ohne Notwendigkeit eines Passes für seine Waffen usw. wanderte er herum, wo es ihm gefiel. „I like walkin' the bush“ war die Sentenz, mit der er sich über den von seinen dunklen Vätern übernommenen Wandertrieb äusserte.

Die Jagdmethode dieser Leute war so wenig reizvoll, dass ich mich bald abwendete und von ihnen einfach einige frisch erlegte Känguruhs zu präparatorischen Zwecken kaufte. Sie hetzten mit Hunden; zuweilen schossen sie. Ihre Waffen waren aber so schadhaft, dass sie nur in der Not zu ihnen griffen. Der Weisse führte eine abgeschnittene Snyder rifle, mit der er in der beunruhigendsten Weise herumfuhr. Die Laufmündung sah mir immer ins Gesicht — mochte ich vor oder hinter ihm gehen. „Never mind“ — sie geht gewöhnlich beim ersten Abdrücken nicht los — war sein Trost. Gleich am nächsten Tage konnte ich mich von dem ausserordentlichen Spürsinn des Halfcast überzeugen, als ich mit ihm nach Tagesanbruch zur Pürsche auszog. Bei meinen bisherigen Streifereien, die ich gleich von allem Anfang an durch den Busch unternahm, um mich zu orientieren, hatte ich mit Ausnahme des bereits geschilderten Zusammentreffens mit den roten Cangaroos nie wieder solche Tiere gesehen; wohl sah ich überall die Spur der zwei grossen Klauen der Hinterbeine, hörte auch hin und wieder das flüchtende Wild, konnte es aber trotz grösster Vorsicht und leisem Auftreten nicht zu Gesicht bekommen. Als ich mit meinem Begleiter in den Busch zog, machte er mir schon nach kurzem Wandern plötzlich ein Zeichen zum Anhalten, während er die angekoppelten Hunde niederdrückte, und wies auf ein Känguruh, das völlig unbeweglich im Grase sass. Ich liess mich aufs Knie nieder, schoss und das Tier legte sich seitlich um. Als wir es erreichten, war es tot; die Kugel war ihm seitlich durch den Bauch gegangen und schien keine Knochen verletzt zu haben, wodurch ich Aussicht auf Pelz und Skelett hatte. Das erlegte Stück mass von der Nase bis zur Schwanzwurzel 105 cm und von da zur Schwanzspitze 95 cm; mein Begleiter erkannte in ihm ein junges Wallaroo, dessen hellmausgraues Fell an Brust und Bauch einen silbergrauen Ton hatte und sehr weich und dicht war. Pfoten, Ohr- und Schwanzspitzen waren schwarz.

Nachdem wir unsere Beute auf einem Baume aufgehängt hatten, setzten wir unseren Jagdzug fort und hatten nach kaum halbstündigem Wandern ein zweites kleines Känguruh oder Wallaby entdeckt, das unter einem grossen Eukalyptus sass. Trotz aller Aufmerksamkeit sah ich anfangs absolut nichts; erst nach längerem Hinstarren auf den mir angegebenen Fleck nahm ich das kleine Tier wahr, kniete nieder und wollte mein Glück ver-

suchen. Weil die Distanz aber eine zu grosse war, richtete der Pelzjäger zuvor die Köpfe der beiden Hunde nach dem Wilde, um es beim Aufspringen hetzen zu können. Mit der Erwartung, diesmal trotz des Zielfernrohres nichts zu erreichen, gab ich Feuer. Das Tier war verschwunden, die Hunde blieben stehen. An der Schusstelle fanden wir ein schönes weibliches Wallaby mit einem 6 cm langen noch haarlosen Jungen im Beutel. Die Kugel hatte dem Muttertiere den Nacken abgerissen. Ich konnte also Gehirn und Pelz verwerten, wenn auch das Skelett verdorben war. Da ich mehr als die beiden Tiere in einem Tage nicht aufarbeiten konnte, andererseits den beiden Würgern mit meinem guten Gewehre nicht Vorschub leisten wollte, beschloss ich umzukehren. Ich belud mich mit meinem Wallaby und suchte meinen Weg der Küste entlang zum Camp zurück, da ich mich in den mir unbekannten Sümpfen zu verirren fürchtete. Es war das einer jener wenigen schönen Momente, die ich auf der traurigen Insel erlebte: im Besitz einer damals für mich noch ganz fremden Beute, frei und ungebunden dahinzuschreiten auf der weissen sonnigen Düne — landeinwärts das geheimnisvolle Sausen der Eukalypten und drüben das weite Meer, auf dem aus weiter Ferne die Brecher hereinkamen.

Ich muss übrigens gestehen, dass auch die Hundehatz, die ich später von den Pelzjägern wiederholt vornehmen sah, nicht ohne Interesse war. Sie verlor es nur sehr bald dadurch, dass sich die Känguruhs gar zu leicht erwischen liessen. Die Schnelligkeit der gebrauchten Windhunde war der ihren allzusehr überlegen.

Stiess man beim vorsichtigen Durchstreifen des Waldes auf ein äsendes Känguruh, so nahm man einen Hund von der Kette, drehte ihm den Kopf nach dem Tiere hin und liess ihn los. War der Boden nicht durch mannshohes Gras bedeckt, das dem Verfolger die Ausschau nahm, so wurde jedes Känguruh ausnahmslos nach kurzem Hetzen erfasst und gerissen. Bei einem dieser Treiben sah ich, wie das über einen freien Platz gehende Tier ein Junges aus dem Beutel warf, um seine Flucht zu erleichtern, ohne aber seinem Schicksal zu entgehen. In einem anderen Falle sah ich den Endkampf eines zu Boden gehetzten grossen Wallaroo, das den Hund abgeschüttelt hatte und dabei gestürzt war. Es blieb auf dem Rücken liegen und schlug seinem Angreifer mit seinen klauenbewaffneten Hinterbeinen an Brust und Hals tiefgehende Fleischwunden. Der zweite Hund war aber sogleich zur Stelle und würgte das sonst so hilflose Tier in wenigen Augenblicken ab. Noch weniger Mühe machten die Wallabies, eine kleine mit braunem Pelze bekleidete Abart des Känguruhs. Sie erlagen alle den eifrigen

und schnellen Windhunden nach kurzer Verfolgung. Waren die Tiere tot, so häutete man sie ab und liess ihren Kadaver liegen oder nahm, wenn sonst Proviant fehlte, einige Fleischstücke mit. Ich habe wiederholt davon gegessen. Von jungen und weiblichen Individuen schmeckt es in allen im Busch üblichen Zubereitungsarten ganz gut. Das Fleisch männlicher Tiere hat einen intensiven Bockgeruch, der meist einen heftigen Widerwillen erzeugt. Nur im Irish-Stew wird auch er verdeckt, wie ich überhaupt in dieser Nationalspeise der Völker Erins einen wahren Abgrund kennen gelernt habe, in den die unmöglichsten Dinge hineingeworfen und als First rate feeding wieder herausgebracht werden.

Echt waidmännisches Vergnügen machte mir später das alleinige Anpirschen, zu einer Zeit, wo die Pelzjäger den Ort ihrer Greuel wieder verlassen und die Tiere so scheu und auch selten gemacht hatten, dass grosse Ausdauer und weites Schiessen dazu gehörten, um der Beute habhaft zu werden. Die Jagd wird dadurch noch erschwert, dass die Känguruhs keinen Wechsel einhalten, sondern scheinbar ganz planlos herumwandern, und dass ihr Gehör ganz ausgezeichnet zu sein scheint. Das Knistern eines niedergetretenen Blattes genügt, um ein äsendes Tier aufblicken zu lassen und nach kurzem Verhoffen in die Flucht zu treiben. Das Gesicht ist nach meinen Erfahrungen gewiss schlecht oder jedenfalls von geringer Definitionskraft. Auf dem Anstand sitzend, sah ich Wallabies wiederholt auf mich zukommen und in einer Distanz von 6—7 m passieren; auf diese Weise konnte ich einmal ein Paar Wallaroos mit Bequemlichkeit photographieren; erst das Knacken des Verschlusses verscheuchte sie. Dabei ist man selbstverständlich nur auf den Zufall angewiesen. Den ganz stille haltenden Jäger kennen die Känguruhs ebensowenig wie die Rehe. Aufmerksam geworden, drehen sie den Kopf, scharf mit beiden Augen nach dem Beobachter herüber spähend, ohne sich zu rühren. Das langsame Heben der Flinte nehmen sie meist sofort wahr und geben Fersengeld. Der Geruchssinn scheint etwas besser zu sein; doch habe ich mich den Tieren sowohl gegen wie mit dem Winde nähern können. Im letzteren Falle schien mir mein Vorhaben nur häufiger zu misslingen. Ein näheres Anschleichen bleibt aber immer eine riskante Sache. Hat man ein Tier zu Gesichte bekommen, so ist es am besten zu feuern oder auszuharren, bis es zufällig selbst näher kommt. Mit meinem ausgezeichneten Mausergewehre wählte ich beinahe immer den ersten Weg. Mit Hilfe des Zielfernrohres tötete ich die Känguruhs auf Distanzen, die meist über 150 m betrugen, manchmal aber auch so gross waren, dass ich Zahlenangaben vermeide, um nicht in den Verdacht zu kommen, Jägerlatein zu sprechen.

Ich möchte aber hier einzuschalten nicht vergessen, dass ich für meine Sammlerzwecke mit meinem Mausergewehre von normaler Militärlauflänge und den Halbmantelgeschossen nicht gut ausgestattet war. Es blieb wohl alles Wild, das irgendwo am Rumpfe getroffen wurde, ausnahmslos liegen; aber es ging nie ohne starke Knochen- und sonstige Organzerstörungen ab, wodurch die Verwertbarkeit der Kadaver ganz bedeutend sank. Gleich bei meinem ersten Känguruh trat dies aufs deutlichste hervor. Das Tier war quer durch den Bauch geschossen; Ein- und Ausschuss waren typisch, beide etwa handbreit vor der Wirbelsäule. Trotzdem war nicht nur der Magen geborsten, die Leber und Milz in Stücke zerrissen, sondern die Lendenwirbelsäule und das ganze Becken in zahlreiche Stücke zerbrochen. Bei Ganzmantelgeschossen war keine so verheerende Wirkung zu konstatieren; trotzdem aber ging es innerhalb der benutzten Schussdistanzen auch dabei nie ohne gewaltige Knochenzermalmung ab.

Die Verstandeskräfte dieses Wildes waren nach meiner Beobachtung nicht hoch anzuschlagen. Anders würde es nicht zu erklären sein, dass die Känguruhs trotz der fortwährenden Beunruhigungen, die ich, sowie die Felljäger mit ihren Hunden ihnen bereiteten, sich immer wieder einstellten. Sie wurden zwar seltener und scheuer, aber nach einigem Zuwarten kamen sie immer wieder und wurden sogar an Waldstrecken getroffen, in denen die noch frischen Kadaver ihrer Genossen die Luft verpesteten. Ein Unterschied der Spezies hat sich dabei nicht ergeben. Nur waren die grossen Känguruhs in viel geringerer Zahl vorhanden und daher seltenere Beobachtungsobjekte.

Eine andere Eigentümlichkeit, die ich gleichfalls auf einen wenig entwickelten Scharfsinn beziehen möchte, war das Stillehalten während der Flucht. Von Queensländern habe ich die Behauptung gehört, dass flüchtende Känguruhs auf einen lauten Pfiff für einen Moment einhalten. Meine Gewährsmänner, auch Tommy wussten hiervon nichts und mir ist es nicht ein einziges Mal gelungen, die Sprungbewegung der Tiere durch gellendes Pfeifen im mindesten zu stören. Wohl aber erlebte ich es mehrere Male, dass ich nach springenden Känguruhs schoss, fehlte und sie niedersitzen sah, so dass ich sie mit dem nächsten Schusse erhielt. Sie lugten mit gespitzten Ohren nach dem Störenfried herüber und waren nicht beschädigt; dazu war ihre Kopfhaltung zu lebhaft, auch fehlte eine zweite Verwundung, nach der ich aufmerksam bei der Sektion suchte. Die Erscheinung war nicht generalisiert; viele Individuen, auf die ich während ihrer hohen oft 6 m weiten Sprünge wiederholt vergebens feuerte, setzten ihre Flucht nur um so schneller fort.

Der Art nach erbeutete ich zwei Riesenkänguruhs und mehrere Wallaroos. Es ist das eine etwas kleinere Spezies mit grauem Haarkleid und schwarzen Rückenstreifen. Das Hauptkontingent stellten aber die Wallabies, denen ich wegen ihrer Jungen wie auch wegen ihres schönen Pelzes gerne nachstellte.

Hier möchte ich noch einige Worte in systematischer Hinsicht einflechten.

Nach meinen Erfahrungen begeht man häufig den Fehler, für den australischen Kontinent charakteristische eigentliche oder grosse Känguruhs als die Hauptform aufzufassen, welche Annahme auch durch viele selbst moderne Handbücher unterstützt wird. Wenn es auch nicht Aufgabe eines Reisewerkes sein kann, die zahlreichen Arten dieses Tieres aufzuzählen, so halte ich doch die Bemerkung nicht für überflüssig, dass man in der ganzen Breite der Küstenzone — und nur diese kommt für gewöhnlich in Betracht — nur selten Känguruhs, sondern fast ausschliesslich Wallabies findet. Brehm tut in gewisser Hinsicht insofern unrecht, wenn er die Wallabies nur mit einigen Worten erwähnt, weil die Australier die Riesenkänguruhs verhältnismässig selten sehen oder wenn sie von Känguruhs kurzweg sprechen, Wallabies meinen. Allgemein sind drei Bezeichnungen geltend: Cangaroo für die Makropiden, Wallaroo für eine dunkelgraue, mehr in gebirgigen Gegenden lebende Art und Wallabies, worunter man alle kleinen Arten zusammenfasst. Eine genaue wissenschaftliche Trennung ist damit bei dem von Semon erwähnten Umstande, dass man zurzeit 7 Gattungen mit 43 Arten zählt, naturgemäss nicht gegeben. Es ist aber hervorzuheben, dass den Bewohnern der Südostregion Australiens die Wallabies wegen ihrer Häufigkeit die bekannteren Tiere sind.

Auf Stradbroke scheinen alle 3 Gattungen vorhanden zu sein. Ob die von mir aufgejagten grossen Springbeutler dem roten Riesenkänguruh beizuzählen waren, muss ich dahingestellt lassen, weil wir keines erbeuteten. Wohl aber schoss ich selbst ein junges, jedoch 2 m langes (Nasenschwanzspitze) Exemplar, das die beiden Felljäger sogleich als Wallaroo ansprachen und das nach Grösse und Färbung auch diesem entsprach. Alle übrigen Tiere — etwa 30 — gehörten einer braunen, sitzend etwa meterhohen Wallabieart an, die sich zurzeit unserer Jagd durch ein besonders schönes Fell auszeichnete. Das am Bauche rotgelbe, am Rücken rotbraune Wollhaar war über den Schultern, dem Rücken und Becken von schwarzgespitzten Grannenhaaren reich durchsetzt, wodurch der Pelz eine reizende Verbräunung erfuhr. Ebenso zogen über die Seitenflächen des Gesichtes und über die Ränder der Ohren dunkelbraune bis schwarze Streifen. Schwanzrücken und Spitze sowie die Pfoten waren

schwarz behaart. Bei vielen Wallabies traten die Grannenhaare mehr zurück, andere waren ganz hellgelb gefärbt; offenbar handelte es sich bei solchen Exemplaren um Spielarten. Entwicklungsgeschichtliches Material ergab sich wenig, da die weiblichen Tiere, die ich erhielt, häufig kleinere Fötalstadien an den Zitzen angesaugt im Beutel hatten, die untersuchten Uteri waren aber leer. Für die auch in Brehm aufgenommene Angabe, dass ein saugendes Weibchen bereits wieder gravid würde oder dass ein noch saugendes Känguruh schon in diesen Zustand versetzt werden könne, habe ich keine Belege gefunden.

Ausser den Kängurahrns waren auf Stradbroke nur wenig grössere Tiere zu finden. Doch erschien das Tierleben dem aufmerksamen Beobachter bei weitem nicht so ärmlich zu sein, wie man in Brisbane häufig zu erzählen pflegte. Eine Vergnügungspartie, die auf einen Tag herüberkommt, kann freilich sehr enttäuscht werden, wenn sie Wallabies, Seabirds und Sharks fangen will und in Wirklichkeit nichts sieht als den stillen Busch, die leere Küste und einige scheue Möven. Für solche Momentjagden scheint auch in jenen weltabgelegenen Regionen kein Platz zu sein. Weiss man aber den Tieren nachzugehen und wendet hierzu eine gewisse Zeit auf, so wird man reichlich Gelegenheit haben, in das Leben einer seltsamen Tierwelt Einblick zu gewinnen. Ich bedauere nur aufs tiefste, dass die harte Arbeit des Dugongfanges mir gar keine Musse liess, mich hierin zu vertiefen, sondern mir nur wenige Augenblicke und Zufälle überliess, in denen ich mich mehr nach dieser Richtung beschäftigen durfte.

In Australien hört man sehr oft ein Sprichwort, dass die dortigen Blüten ohne Duft und die Vögel ohne Gesang seien; den Frauen Australiens wirft es noch einen viel schwereren Mangel vor. Die letzte Behauptung dürfte vielleicht aus der Zeit der Strafkolonien stammen, in der Roheit, Zynismus und Geistlosigkeit die Bevölkerung beherrschten. Damit ist seit langem in jeder Hinsicht gebrochen. Viele blütentragende Pflanzen sind wegen ihres Duftes nach Europa eingeführt worden — ich erinnere nur an die Akazienarten, die in Südfrankreich gehegt werden — und was den Vogelgesang anbetrifft, so gehört in der Tat die bekannte Gehörlosigkeit teergebeizter Matrosen dazu, seine Schönheit nicht zu empfinden. Ebenso wie mich bei Nacht der schauerlich klagende Ruf des Curlew zuerst auf die Vogelwelt aufmerksam machte, so waren es die flötenden Lockrufe des Leatherhead, die bei Tage mein Interesse den befiederten Bewohnern des Waldes zuerst zuwendeten.

Der schlicht dunkelgrau gefärbte Vogel, *Tropidorhynchus buceroides*, hat etwa die Grösse der Elster und besitzt am Kopfe

und Halse keine Federn; diese Teile sind mit einer schwarz pigmentierten runzeligen Haut überdeckt, wovon der Name Lederkopf stammt. Er ist wenig scheu, besucht mit Vorliebe die Blütenstände der Honeysuckles und lässt namentlich zur Zeit des Sonnenaufganges einen ungemein melodiosen, lauten Ruf erschallen, der mir auch in den kummervollsten Zeiten als ein belebender Morgengruss erschien. Ausser ihm gab es noch eine Menge kleinerer Vögel, die mein Lager in der morgendlichen Kühle durch ihr heiteres Zirpen und Singen belebten. Unvergesslich wird mir ein kleiner, schwarzer, drosselähnlicher Vogel mit weissen Flügeln und langem, lebhaft auf und nieder wippendem Keilschwanz bleiben, *Sauloprocta motasilloides*, den die Kolonisten wegen dieser Eigenschaft „Willy wagtail“ nannten. Das muntere Geschöpf war stets um uns, um Brotkrumen usw. aufzupicken und uns sowohl durch seine zierlichen Bewegungen wie durch sein helles Zirpen zu erfreuen. Nicht minder freundlich und anheimelnd vernahm man zuweilen aus den Sümpfen den Ruf einer Zwergtaube, die sich durch ein kunstloses Nachahmen ihres Gurrens leicht in die unmittelbare Nähe des Feuerplatzes locken liess. Weit aufdringlicher, wenn auch immer noch angenehm, wurde das helle Schreien kleiner Trupps von Rock-Parrots empfunden, die hin und wieder unsere einsame Küste besuchten. Erfreuten sie das Auge, wenn sie mit schillerndem Gefieder in dem Geäste nahestehender Bäume hurtig umherkletterten, so konnte man sich an der Farbenpracht der Federn kaum sattsehen, wenn man einen solchen Vogel in den Händen hielt. Ihr heiteres Wesen und ihre Schönheit waren der Grund, warum ich nach dem einmaligen Herausschiessen mehrerer Stücke aus einem Schwarm nie wieder meine Waffe gegen sie kehrte. Der Grundton des Federkleides dieses Vogels, der sich durch die Auffaserung seiner Zungenspitze als pinselzüngiger Keilschwanzlori, *Trichoglossus chlorolepidotus*, entpuppte, ist ein glühendes Karmin- oder Scharlachrot; Flügel und Schwanz sind dunkelblau, Hals, Kopf und Brust lebhaft gelb bis gelbgrün, der Schnabel orangerot. Bei ihrem Herumflattern im Laubdach der Wattels und Eukalypten genoss man ein ungemein anziehendes Farbenspiel.

Weniger sympathisch waren uns die Züge der weissäugigen australischen Krähe, die an Dreistigkeit ihren europäischen Verwandten nichts nachgibt. Sie suchten uns vorwiegend zur Zeit der Präparierung der Dugongs auf, durch den Aasgeruch herbeigelockt, und stahlen trotz unserer grössten Aufmerksamkeit Kartoffeln, Speckstücke, Brot ohne Unterlass und obwohl wir ihre toten Genossen an Zelten und Schuppen aufhingen. An ihnen gelang es mir übrigens eines Tages, eine interessante tierpsychologische Beobachtung zu machen.

Gelegentlich eines Spazierganges kam ich auf einen Schwarm von Krähen, die am Strande ruhig sassen und im Sande pickten. Da die Vögel ganz gesichert schienen, mir aber keine bessere Deckung mehr zur Verfügung stand, schoss ich mitten in den Haufen auf gut Glück hinein, scheinbar ohne etwas getroffen zu haben. Die Schar flog laut krächzend auf und war bald zwischen den Bäumen verschwunden. Nur ein Tier liess einen Fuss hängen, flog niedriger und langsamer wie die andern, blieb zurück und fiel in ein Mangrovegebüsch ein, wohin ich ihm nachging, ohne es aber finden zu können. Da ich nichts Besonderes vor hatte, so setzte ich mich an einer erhöhten Stelle der Düne nieder und sah auf die Bai hinaus.

Zu meiner nicht geringen Verwunderung bäumten schon nach einer Viertelstunde mehrere Krähen, die aus dem Busch zurückgekommen schienen, in meiner nächsten Nähe laut schreiend auf, ein Benehmen, das ich früher nie gesehen hatte. Während ich mich schussfertig machte, ertönte neben mir aus den Mangroves ein lautes Gekrächze und mein angeschossener Vogel, an seiner baumelnden Extremität kenntlich, flog auf und mit kräftigen Flügelschlägen gegen das Camp. Kaum war dies geschehen, so stürzten alle bisher in den Baumkronen angesammelten Krähen unter lautem Schreien ihm nach, trieben ihn gegen mich zurück und verfolgten ihn wütend von Baum zu Baum. Ich wusste nicht, was ich mehr anstaunen sollte — die eleganten und schnellen Ausweichbewegungen, die der anscheinend stark verwundete Vogel vor meinen Augen ausführte, oder der blinde Eifer, mit dem die Krähen ihren kranken Genossen, mit dem sie vor kaum einer halben Stunden noch friedlich beisammen waren, zu fassen suchten. Die ungleiche Jagd, der ich ungern zusehen konnte, dauerte etwa 10 Minuten, bis es einem der Verfolger gelang, mit solcher Wucht auf den ängstlich schreienden Verwundeten zu stossen, dass die Federn stoben. An der Stelle des Niederstürzens war die ganze Gesellschaft im Nu abgezogen und nur ihr lautes Quacken und zeitweiliges kurzes Wiederaufliegen diente mir als Wegweiser. Nachdem ich mich durch Gestrüpp und Stauden nach dem Orte durchgeschlagen hatte, strichen die Krähen mit rauschendem Flügelschlage über die Bäume hinweg; an einem stark zertretenen Platze im Sumpfe lag inmitten einer Menge ausgerissener Federn meine angeschossene Krähe am Rücken, krampfhaft mit aufgesperrtem Schnabel atmend, den zerschossenen Fuss unter dem Flügel, den andern über dem Bauche zusammengekrallt und graue Daunen haltend.

Eine zweite ähnliche Beobachtung machte ich einige Wochen später, als ich aus einem Schwarme von Seemöven eine her-

unterschoss. Als ich den Vogel aufnehmen wollte, umschwärmten meinen Kopf wohl über hundert der sonst äusserst scheuen Tiere mit lautem Schreien und Krächzen und stiessen nach mir. Beim Zurücklaufen nach meinen Patronen liessen sie davon ab, beschäftigten sich aber dafür um so aufgeregter mit ihrer tot liegengebliebenen Kameradin, auf die sie wie sinnlos zustürzten und sie heftig kreischend umkreisten. Sie liessen von ihr erst dann ab, als ich noch zwei weitere geschossen hatte, und verloren sich, als ich mit meiner Beute wegging. Mit dem Schnabel wurde der Kadaver auch von den am schnellsten stossenden Vögeln nicht berührt, so dass ich nicht bestimmt behaupten konnte, ob der Schwarm in der Intention handelt, das verunglückte Tier wieder auf und aus dem Bereiche der Gefahr zu bringen oder ob sie in feindlicher Absicht versammelt waren, wie vorhin die Krähen. Ich vermutete mit einer gewissen Bestimmtheit das letztere. Es war das auch nach dem bekannten Verhalten anderer Tiere zu schliessen, worüber uns vielfache Beobachtungen zur Hand sind. So sollen die verwilderten Pferde der südamerikanischen Pampas ihre nicht mehr mit dem Rudel mitkommen- den kranken Genossen erschlagen. Analoges wird von vielen Naturforschern, so von Romanes bei Rindern, Hirschen und Elefanten, von Darwin bei Hühnern und Tauben berichtet. Die so höchst auffallende Gewohnheit der Tiere, ihre Kranken zu töten, hat die Tierpsychologen zu breiten Auseinandersetzungen über die Herkunft und die Begründung dieses Triebes veranlasst, die hier keinen Raum finden können, um referiert zu werden. Nur hinsichtlich der Erklärungsversuche über seine Kausalität, möchte ich es nicht unterlassen, mich hierüber unter dem lebhaften Eindrucke zu äussern, den die beiden Beobachtungen damals auf mich ausübten.

Wer die verwundete Krähe sah, die von ihren Genossen zu Tode gehetzt wurde, hätte den Fall kaum als Stütze für das Utilitätsprinzip, der Annahme der nützlichen Einrichtung alles Bestehenden auffassen können. Die kranke Krähe sollte sich zum Besten für ihre Art nicht fortpflanzen? Warum das? Es war ihr vielleicht nur eine geringe Verletzung zugestossen, die bald verheilt wäre; andernfalls hätte sie nicht so lange und vor allem nicht so gewandt zu fliegen vermocht. Sie sollte möglichst rasch von ihren Leiden befreit werden? Warum, so fragen wir wieder, da sie bei der niederen Schmerzempfindung, die wir den Tieren konzедieren dürfen, und der geringfügigen Verwundung gewiss nicht viel litt. Wo ist der Beweis für die komplizierte assoziative Hirntätigkeit des gegenseitigen Mitleids unter den Tieren zu führen? Oder sollen wir mit Darwin sagen, die Krähe musste zerrissen werden, infolge des Triebes, der phylogenetisch

aus dem Nutzen entsprang, den die Gattung „Krähe“ durch ihren Tod dadurch erfuhr, dass die Raubtiere nicht veranlasst wurden, dem Schwarme zu folgen?

Welchen Vorteil hätte ein Raubtier gewonnen, wenn die verwundete Krähe lebend zurückgeblieben wäre? Das einzige Raubtier, das den weissäugigen Krähen gegenüber in Australien in Betracht kommt, dieser an Kraft überlegen, ist der australische Fischadler, der sich nie an einen Krähenschwarm heranwagt, sondern oft genug von diesem verfolgt wird. Nicht ein Nutzen, sondern ein beträchtlicher Schaden erwuchs den Krähen und Möven aus ihrem Gebaren, da sie ihre schützende Scheu und Vorsicht vergassen und sich dem Anschläge ihres Feindes, hier des Menschen, preisgaben, also gerade das Gegenteil von dem erzielten, was die Nützlichkeitstheorie verlangt.

Ich war Zeuge einer jener merkwürdigen Episoden im tierischen Kampfe ums Leben gewesen, die wir, als wiederholt beobachtet, bei verschiedenen Tieren beschrieben finden und die um so bemerkenswerter ist, als sie eine der wenigen Eigentümlichkeiten ist, die vielleicht dazu dienen können, uns gewisse Einblicke in die Tierseele zu gestatten. Wir haben hier eine der seltenen Erscheinungen oder Tatsachen vor uns, die geeignet sind, uns führend in das Gebiet der vergleichenden Seelenkunde zu begleiten, deren Tiefstand bis zum heutigen Tage wohl zum grossen Teile durch die kritiklosen Übertragungen vom Menschen her, die dichterische Ausschmückung und die Sentimentalität der Berichterstatter mitverschuldet ist.

Das Ausstossen der Kranken, ihre Verfolgung bis zur Vernichtung durch die Artgenossen, ist schon von den verschiedensten Seiten mitgeteilt worden. Von den Fischen und niederen Wasserbewohnern können wir dabei absehen, weil in der Tiefe das Zerreißen und Zerrissenwerden oberstes Gesetz im Daseinskampfe ist. Der gierige Hecht, der seinen Magen mit jungen Hechten füllt, wenn ihm dazu irgendwelche Gelegenheit geboten wird, wird gesunde und kranke gleicherweise anfallen. Anders steht die Sache jedoch bei geistig hochstehenden Tieren, denen wir ein Rudiment jener Assoziationsphänomene zusprechen dürfen, die wir als psychisch zusammenfassen.

Wie schon erwähnt, sollen die verwilderten Pferde der Pampas ihre nicht mehr vollkräftigen Herdegenossen ausstossen oder zu Tode schlagen. Von den Marmeltieren wird von Zell Ähnliches behauptet. Sie sollen vor der Übersiedlung in die Winterbaue eine Art Musterung unter sich halten und jedes abgemagerte, also kranke und mit einer ungeheilten Wunde versehene Tier von dem gemeinschaftlichen Bezuge einer Winterwohnung ausschliessen. Dr. Girtanner hat diese jährliche Auslese

bestätigt. Freilich nimmt seine Mitteilung den in der Tierpsychologie schon genugsam gebrandmarkten Umweg über die Beobachtung eines Tierwärters, „eines gut beobachtenden tierfreundlichen und sehr wahrheitsliebenden Mannes“, eines „Gewährsmannes“ also nach dem Muster der Oberförster aus Brehms Tierleben. Er will gesehen haben, dass die Murmeltiere zu seinem grossen Erstaunen eine Versammlung abgehalten hätten, nach der sie plötzlich über ein sehr altes, zum Skelett abgemagertes Tier hergefallen wären und es durch wütende Bisse getötet hätten. Von verwundeten Wölfen erzählt man, dass sie sogleich von ihren gesunden Genossen zerrissen werden, und der Herzog der Abruzzen schildert in dem Berichte über seine Nordpolfahrt, dass eine der Hauptkalamitäten darin lag, dass seine im Rudel lebenden Hunde im Raufen sich oft zu Tode bissen. Dabei kam es nicht auf Massenverwundungen verschiedener Tiere an, sondern immer wurde einer, der gleich anfangs unterlag, von den anderen erbarmungslos zerrissen. Auch der von mir beobachtete Fall ist hier einzureihen. Leider fehlen uns für diese Erscheinungen noch plausible Erklärungen. Ein Versuch zu einer solchen wurde schon von vielen Seiten unternommen, bisher ohne greifbaren Erfolg.

Zu den Eliminationsbestrebungen der Murmeltiere meint Zell, dass die siechen Individuen gezwungen sind, jedes für sich eine Wohnung zu beziehen. Man hat auch in der Tat, wo immer man in einer Winterwohnung ein Murmeltier allein angetroffen hat, diesen Einsiedler tot oder in sehr herabgekommenem Zustande gefunden. Es leuchtet ohne Frage ein, dass solches Ausschliessen Kranker eine Murmeltieransiedlung von der Gefahr befreit, die Winterwohnung durch ungesunde Ausdünstung und Faulen der Kadaver zu verpesten; sollte man aber Murmeltieren, so fragt Zell, einen so hohen Grad von Intelligenz, wie ihn solche alljährliche sanitäre Untersuchung voraussetzt, zumuten dürfen? Gewiss liesse sich noch weiter fragen; denn, dass man kranke Murmeltiere leichter fängt als gesunde und dass sich eben nur tote und nicht lebende finden lassen, erregt keine weitere Neugier.

Derartige Spiele mit blinkenden Hypothesen, die nicht dem Hauche eines Beweises gewachsen sind, gibt es viele; sie sind aber alle unzulänglich, und ihre Kritik zeigt uns nur, dass man mit den Worten Gemeinsinn, Gesellschaftsbildung und anderen schönen Dingen, die man den Tieren gerne zuschreibt, sehr vorsichtig sein muss. Alle diese Tugenden sind in Wirklichkeit keine solchen, sondern Erscheinungen, die vielleicht auf die Gemeinsamkeit des Hauptinteresses, des Nahrungserwerbes, vielleicht auf noch andere, uns ganz unbekannte Momente gegründet sind. Das vereinigende Band geht aber durch-

aus nie von Utilitäts- oder gar ethischen Gesichtspunkten aus, sondern es ist äusserlich gleichsinnig mit dem brutalen Rechte des Stärkeren; es zerreisst mit dem Untergange der Wehrhaftigkeit des Einzelindividuums.

Weit weniger Glück, hinsichtlich des Erlegens, hatte ich bei den blauen Kranichen der Art *Crus australasianus*, die im Sumpf und an der Küste in beträchtlicher Menge vorkamen. Der Felljäger Willy beschlich sie mit einer Geschicklichkeit, die ich ihm vergebens nachzutun trachtete. Neben seinen grösseren Jagderfahrungen kamen ihm dabei seine unbeschuhten Füsse zustatten, mit denen er sich über die Mangrovewurzeln förmlich hinüberfühlte. In dem Beschleichen so scharfsichtigen und scheuen Wildes, wie es die Kraniche, ferner die in den Sümpfen lebenden seltenen Löffelreiher, Magpies und Ibissee waren, leistete auch Tommy, der Schwarze, ganz Unglaubliches. Demgegenüber hatte ich nichts als mein weittragendes Gewehr, das ich aber auf Distanzen verwenden musste, die nur geringen Erfolg verhiessen. Hin und wieder schoss ich so eine Möve oder einen Kranich, Austernfischer und einmal auch einen Pelikan. Im ganzen war aber meine Ausbeute recht spärlich gegen diejenige der Felljäger, die die Unsicherheit ihrer miserablen Flinten durch ihre Geschicklichkeit im Anpirschen leicht ersetzten.

Mit den Seevögeln, die nicht selten zu uns kamen, richteten übrigens auch diese Naturmenschen wenig aus. An der weiten und flachen Küste, namentlich aber auf einer von uns etwa zwei Meilen baieinwärts liegenden Erhebung, die nur zur Ebbezeit wasserfrei war, den Pelikan-Sands, konnte man zuweilen ganze Scharen von Möven, Steisstauchern, Sturmvögeln, Sandschnepfen, Austernfischern u. a. in dicht gedrängten Reihen sitzen sehen. Besonders markant hoben sich die Pelikane durch ihre imposante Grösse und durch den Farbkontrast ab, den ihre schwarzen Flügel auf dem weissen Rumpffeder hervorbrachten. Sie sind als wirklicher Schmuck der Bai gesetzlich geschützt, um was sich freilich nach meinen Beobachtungen niemand zu kümmern schien. Die Fischer, Yachtsegler usw. schossen stets nach ihnen, wo sie konnten. Wurde einer erbeutet, so zog man ihm den geschätzten Brustpelz ab und vergrub den Körper in den Sand. Ich stand mit meiner behördlichen Jagderlaubnis ziemlich isoliert da. Durch diese fortwährenden Verfolgungen waren sie ebenso scheu geworden, wie die berüchtigten Shags oder Steisstaucher und schützten sich so am besten selbst. Unser Boot liessen sie manchmal auf wenige hundert Meter nahekomen, so dass ich mit dem Zeisstecher ihre grossen Schnäbel, ihr Schwimmen mit schiefgehaltenem Kopfe oder ihren Gang sehen konnte. Dann aber erhob sich die ganze Gesellschaft und zog ab. So ungraziös

der Gang und die Haltung des Vogels, der als *Pelecanus conspicillatus* bestimmt wurde, beim Schwimmen auch aussehen mögen, so schön und ruhig ist sein Flug. Die breiten schwarzen Flügel weit ausgebreitet, nur zeitweise zu wenigen langsamen Schlägen ausholend, zogen die Tiere in Reihen von drei bis fünf Stück mit einer Sicherheit und Stetigkeit über unseren Köpfen hinweg, die wir bei einem so plumpen Geschöpfe höchst anziehend fanden.

Im Busch war die Vogelwelt viel weniger vertreten. Von den einsamen Lagunen strichen zuweilen kleine Schwärme von Enten und Wasserhühnern ab oder es ertönte der schallende Ruf des Laughing Jackass, des berühmten Schlangenvertilgers, *Paraclyon gigas*, auf den die Australier nicht wenig stolz sind. Zuweilen stiess man auch auf den Horst eines braunen Fischadlers, der in die höchsten Äste abgestorbener Eukalypten eingebaut war, oder man vernahm den pfeifenden Schrei dieses mächtigen Räubers, der hoch in den Lüften seine Kreise zog. Es waren das aber ganz seltene Vorkommnisse. Bei windstillem Wetter nahm man nur das schwache Rauschen der Brandung im Osten wahr; im übrigen blieb der Busch stille wie ein Kirchhof.

Auch von den niederen Tieren war für den nicht speziellen Zwecken nachgehenden Wanderer in den sonnendurchglühten saftarmen Eukalyptenbeständen mit Ausnahme weniger Käfer und Prachtwanzen wenig zu sehen. Nur eine Schmetterlingsart vermochte sich durch auffallende Mimicry öfters hervorzutun. Wenn ich durch das Gestrüpp an den Waldrändern dahinzog, griff ich wiederholt nach abgestorbenen dürren Zweigen, deren braungraue, verdorrte Blätter plötzlich als Falter wegflatterten. Später achtete ich auf die Tiere sehr, habe sie aber immer erst nach dem Auffliegen wahrnehmen können. Diesbezüglich erwiesen sich die Wallumsümpfe als ein weit lohnenderes Gebiet, wenn auch landschaftlich in ihnen nicht viel zu suchen war. Der Boden bestand dort innerhalb des Flutbereiches aus blaugrauem, weichem Schlamm, der zum Teil von hohen, steifen Gräsern, von Mangroves und einigen Pandanen besetzt war, der aber nebstdem eine ganze Menge Kleintiere, Kegelschnecken, Austernbrut, Froschlarven usw. barg, die hier ihr Wesen trieben. Den Vorrang unter ihnen nahmen kleine bunte Krabben ein, von denen Tausende die Schlammdecke so unterminierten, dass der Fuss bei jedem Tritte bis zu den Knöcheln in die gurgelnde Brühe versank. Verhielt man sich einige Zeit ruhig, so kamen die ungemein behenden Krebse aus allen Schlupfwinkeln hervor, um bei der nächsten, auch nur kleinsten Bewegung blitzschnell wieder in der Erde zu verschwinden. Wenn man einem von ihnen

den Weg versperrte, so hob er ungemein drollig die rechte ausgebildete Schere und streckte sie mit weit geöffneten Klauen drohend seinem Widersacher entgegen.

Neben diesen und noch vielen anderen Dingen nahm die fremde, mir neue Pflanzenwelt mein Denken gefangen. Vor allem fesselten mich die merkwürdigen Mangroves, die wir entlang der ganzen Küste in grossen Beständen antrafen.

Als echte maritime Gewächse kommen sie nur dort vor, wo Seewasser zu ihnen gelangen kann. Sie begnügen sich mit einem Sande oder Schlamme, der so salzhaltig ist, dass kaum eine andere höhere Pflanze auf ihm gedeihen kann, und erreichen unter diesen Bedingungen eine wahrhaft verblüffende Kraftfülle und Grösse.

Beim Eintritte in die Mangrovezone, die die Künstenlinie als ein etwa eine halbe Meile breiter Streifen begleitete, konnte man leicht drei Pflanzenarten unterscheiden, die zu den Mangroves gezählt werden.

Am weitesten draussen im Seewasser standen die prächtigen Exemplare der White Mangrove, mittelgrosse bis grosse schattige Bäume mit weit ausliegenden, bizarr gebogenen Ästen und weissgrauer, glatter Rinde. Einige von ihnen ragten über 15 m empor und bildeten einen wirklichen Schmuck des Strandes. Ihr Holz zeichnete sich dadurch aus, dass es selbst 4—5 cm zentral von der Rinde von chlorophyllhaltigem Gewebe so durchsetzt war, dass es grün gestreift erschien. Es war hart und ziemlich zähe und wurde von den Fischern oft zum Ausbessern der Rudergriffe und Segelgabeln benutzt. Die Stämme dieser Bäume, die der Spezies *Avicennia officinalis* angehörten, strebten ungeteilt aus dem Grunde empor und es waren nur die Anfänge der Hauptwurzel noch oberirdisch sichtbar. Die Laubblätter waren 4—6 cm lang, an der Oberseite glasartig glänzend, tiefgrün, an der Unterseite weisslich und matt. Blüten habe ich nicht gesehen, sondern nur die Früchte. Diese waren etwa walnussgross, dunkelgrün und weisslich behaart. Aus der Spalte zwischen den halbkugeligen Samenlappen ragten die Keimlinge in beginnender Entwicklung bereits hervor. Ich habe aber niemals, trotz speziell darauf gerichteter Aufmerksamkeit, aus den am Boden liegenden Früchten eine junge Pflanze emporwachsen sehen. Die Fortpflanzung schien wenigstens an dieser Örtlichkeit nur durch Aussprossen der Atemwurzelspitzen zu geschehen. In diesen lernten wir eine andere absonderliche Organisation der eigentümlichen Bäume kennen. Die langen, unter der Sanddecke verlaufenden Wurzeln entsenden zahlreiche Sprossen senkrecht an die Oberfläche, wo sie als fingerdicke, holzigharte und ziemlich spitze Zapfen emporragen. Von den Fischern waren sie unter

dem Namen „Cobblers pegs“ bekannt und gefürchtet. Diese „Schuhzwecken“ machten das Gehen mit unbeschuhten Füßen sogar meinen wenig empfindlichen Schwarzen zur Qual, und jede Angelschnur, die zwischen sie hineingeriet, war nur in Stücken wiederzugewinnen. Die „Cobblers pegs“ bedeckten den Boden in weitem Umkreise um die betreffenden Bäume und okkupierten oft ein Stück Land, das von der nächsten Mangrove fünfzig und mehr Schritte entfernt war. An solchen weitlaufenden Wurzelsprossen gewährte man dann besonders häufig das Auskeimen der Spitze der, wegen ihrer Beziehung zur Respiration der Pflanze als Amtemwurzel bezeichneten Zapfen. An ihren Spitzen tauchten Blattknospen auf, später kleine Blattbüschel und an manchen Exemplaren konnte man das Emporwachsen eines kleinen Bäumchens aus diesen Anfängen stufenweise verfolgen.

Weiter inland und vorzüglich an den von dem Flutanprall besser geschützten Stellen, wie an den Ufern des Wallum, wuchs ein ungemein dichtes, äusserst schwer passierbares Dickicht aus staudenartigen, meist nicht über mannshohen Mangroves, von den Fischern die „roten“ genannt, deren botanische Stellung mir aber nicht bestimmbar war, weil zu jener Zeit weder Blüten noch Früchte vorhanden waren.

Der Strauch war nichts weniger als schön zu nennen. Er trug nur an den Zweigenden kleine Büschel spröder, dunkelgrüner, stark glänzender Blätter von längsovaler Form. Der überwiegend grösste Teil der Pflanze bestand aus kahlen, grau berindeten Ästen, umfangreichen über den Boden dahinkriechenden Wurzeln und vielen vom Stamme abgehenden Stelzen oder Stützwurzeln, die steil nach abwärts wuchsen; am Boden angelangt, schienen sie nicht in den Schlamm einzudringen, sondern in schlanken niederen Bogen gleich den übrigen Wurzeln sich radiär nach allen Richtungen auszubreiten. Das Gewirr dieser Bogen war an vielen Stellen so dicht, dass man darauf schreiten konnte und die Vorstellung gewann, dass es sich um ein gemeinsames, riesiges Wurzellager handle, aus dem die blättertragenden Mangrovestämme hier und dort emporschossen. Unter dem Wurzelgeflecht verborgen, lebte eine ganze Welt niederer Lebewesen: Krabben, Schlammpringer und junge Austernbrut in ganz erstaunlicher Menge. Das Durchwandern dieses Dickichtes gehörte zu den unangenehmsten Aufgaben, weil man nicht nur das steife Staudenwerk auseinanderzubiegen hatte, sondern Schritt für Schritt auf dem Wurzelgeflecht Halt suchen musste. Trotz grösster Vorsicht brach dann doch irgendwo ein Stück ab und das Bein rutschte unversehens mehrere Fuss tief ins Ungewisse. Aus dem Gleichgewichte gebracht, fassten die Hände nach allem, was gerade in der Nähe war, meist nach den brüchigen Ästen, mit

dem gewöhnlichen Ende, dass man alsbald ganz verkeilt, mit den Armen und Beinen hilflos herumgreifend in den Stauden lag. Schlammbedudelt, die Kleider zerrissen und die Haut zerschunden, gelangte man mühselig ins Freie, nachdem das beschlichene Wild längst ins Weite gezogen war.

Von den kriechenden Mangroves verschieden waren kleine, im ruhigen Stauwassergebiet stehende, aufrechte Bäume ohne Stelzenwurzeln, die von meinen Leuten Orange-Mangroves genannt wurden.

Gewöhnlich standen sie vereinzelt am Rande oder in den Lichtungen der Mangrovedickichte; sie erreichten bis 3 m Höhe und trugen Blüten und Früchte. An ihnen war die Eigenart der Lebensweise der Mangroves ausserordentlich deutlich zu sehen. Während die kriechenden Staudenmangroves mehr den Eindruck einer kümmerlich dahinvegetierenden Strauchart darboten, gediehen die letzterwähnten Bäume mit einer Kraftfülle und Üppigkeit, die dem Besucher um so mehr auffallen musste, wenn man sich vor Augen hielt, dass der gesamte Wurzelstock bei diesen Pflanzen mehrere Stunden des Tages von Salzwasser bedeckt ist und abwechselnd beim Trockenliegen des Nachts eine Temperatur von 4—6° C auszuhalten hat, worauf ihn die Sonnenglut wenige Stunden später mit einer Lufttemperatur von dreissig und mehr Graden Celsius umgibt. Schon der Anblick der äusseren Gestalt berührte den Beschauer ganz eigentümlich. Man glaubte Bäume vor sich zu haben, die unversehrt aus dem Boden genommen und mit säuberlich gereinigtem Wurzelstocke lose auf den Schlamm aufgesetzt zu sein schienen. Die sternförmig vom Stamme abgehenden Wurzeln zogen in hohen Bogen über den Grund dahin, diesen nur in weiten Abständen berührend. Das periphere Wurzelende strebte nach Anlegung an den Schlamm wieder in die Höhe, gleichsam um nicht zu sehr mit der übelriechenden gärenden Masse in Berührung zu treten. Von den Hauptästen der Baumkrone wuchsen strickartige Luftwurzeln herab und senkten ihre Spitzen in den Boden ein, wie um dem Baume, der der Spezies *Rhizophora mucronata* angehört, einen grösseren Halt zu geben. Die Blätter dieser Rhizophore waren ähnlich denjenigen von *Ficus* bis 10 cm lang, hart, glänzend, von dunklem Grün; die achselständigen Blüten wiesen vier fleischige, steife, gelbrote Kelchblätter, ebenso viele Staubgefässe um einen weit entwickelten Fruchtknoten auf, der an der unversehrten Blüte als ein schmaler, grüner Zapfen über 2 cm über den Kelchrand hervorragte.

Letzterer wächst zu einem langen gestreckten Horne aus, welches dem Keimling eines neuen Individuums entspricht, der also, noch am Mutterbaume hängend, schon zu sprossen beginnt.

Nach Erreichung eines gewissen Alters fällt die fertige junge Pflanze ab und zwar so, dass sie gleich aufrecht im Schlamme stecken bleiben und weiter wachsen kann. Es ist dieser Vorgang nach den Untersuchungen der Botaniker als eine eigene Art von Anpassung der Organismen an ihre Umgebung aufgefasst worden, als eine für die Fortpflanzung des Individuums besonders zweckmässige Einrichtung.

Ich habe leider ein solches natürliches Keimlingstecken nicht sehen können, wenigstens niemals an den von mir beobachteten Mangrovearten meines Fanggebietes. Der Sand war am Strande überall hart festgeschwemmt, so dass ein Steckenbleiben einer herabfallenden Frucht wohl nicht zu erwarten war. Ich bin später in Nordqueensland, um Cairns und Geraldton, dieser Sache ebenfalls nachgegangen und habe auf dem weissen festen Sandboden zwar eine Menge von Früchten, niemals aber eine aufrecht- oder eine schiefsteckende gefunden. Wenn auch in der Moretonbai ebenso wie bei Cairns der Flutanschlag bei gutem Wetter nur ganz schwach ist, so ist er gewiss stark genug, um ein steckengebliebenes Objekt leicht auszuwaschen, weil es nicht tief eindringen kann. In weicherem Boden dürfte es sich zwar tiefer einbohren, würde aber bald durch den Wellenschlag ebenso leicht umgeworfen werden.

Eine gewisse Bedeutung mag eine solche Anpassung wohl nur in jenen Sümpfen haben, die dem Anfall des Meerwassers nicht direkt ausgesetzt sind, wie etwa an den Uferstrecken landeinwärts von Flussmündungen. Die Wallumsümpfe waren ein solches Beispiel. Das brackische Rückstauwasser ist dort aber fast ganz bewegungslos, so dass auch ein wagrecht liegender Keimling in seinem Streben, die Wurzelspitze nach ab- und die Stengelspitze nach aufwärts zu treiben, kaum gehindert sein würde. Wie schon erwähnt, habe ich jedoch an dieser Örtlichkeit niemals das Wachsen eines jungen Stecklings, sondern ausnahmslos ein Treiben und Ausschlagen einer Bogenwurzel und die Entwicklung eines jungen Stammes aus diesem Triebe beobachtet. Auf diese Weise schien wenigstens in den von uns gesehenen Mangrovedistrikten die Pflanzenvermehrung durch Samen die seltenere Form der Fortpflanzung zu sein, was wieder gegen eine zu weitgehende Generalisierung des gesuchten Anpassungsvorganges ins Treffen zu führen wäre.

Von den sonstigen Gewächsen, die der Uferlandschaft ihr Gepräge verliehen, sind noch erwähnenswert die Pandanen, Honeysuckles, Swamp-oaks, die Moreton-pine, eine sehr schöne Koniferenart, mit dichten und dunklen Laubkronen, verschiedene Wattles oder Akazien, isoliert stehende Eukalypten, Tea-trees und die viel gelästerte Prickly-pear.

Die Prickly-pear oder der Feigenkaktus, von dem ich später noch des eingehenderen zu sprechen haben werde, ist in Australien eine der bestgehassten Pflanzen. Mir erschienen damals seine karmoisinroten Früchte auf meiner Sandinsel eine wahre Labe. Das Fruchtfleisch der in Amerika heimischen Opuntie ist ebenso schön als schmackhaft, wenn man die Vorsicht nicht ausser acht lässt, die feinen Stachelbüschel, welche die Kaktusfeigen bedecken, sorgfältig abzuschneiden. Eine andere fruchthragende Pflanze hatten wir in den Pandanen, *P. pedunculatus*, deren pittoreske Formen hier und dort aus den Sandwällen in der Nähe der Sümpfe emporragten. Ihr Stamm zerfällt bereits mehr als einen Meter über dem Boden in den Wurzelstock, dessen einzelne Arme stelzenartig die ganze Pflanze stützen. Die über 2 m langen scharf gezähnten Blätter stehen in Form eines etwas spiralg gedrehten mächtigen Fächers in schönem Bogen vom Stamme ab und verbergen nur wenig die mannskopfgrossen gelben Fruchtkolben. Letztere bestehen aus fast holzharten, schraubig aneinandergereihten kubischen Früchten, die beim Zerbeißen eine geringe Menge eines süssen Saftes abgeben; dabei aber enthalten sie eine solche Menge von Rhaphiden, feinsten Kristallnadeln, dass auf der Zunge ein stundenlang anhaltendes höllisches Brennen erzeugt wird, das mir den Genuss dieser Delikatesse auf immer verdarb. Den Eingeborenen soll diese „Screw-Pine Bread fruit“ oder Wynnun eine willkommene Speise sein; meine Schwarzen zeigten sich aber nicht sehr erpicht darauf. Auch die Honeysuckles sind als Nutzpflanzen hier noch zu nennen. Ihr Eingeborenennamen „Wallum“ hat dem kleinen Flusse, an dem unser Lager aufgeschlagen war, seine Bezeichnung gegeben. Die damit gemeinte *Banksia aemula* wächst hier in ziemlich reichen Beständen; sie ist eine der grössten australischen Formen. Der Baum ähnelt mit seinen in der Unterseite weiss befizten Blättern entfernt unseren Apfelbäumen; sein Stamm wird zuweilen bis zwei Fuss dick und trägt eine wenig dichte Laubkrone, aus der die zylinderförmigen, meist über faustgrossen, gelblichgrünen bis weissen Blütenstände hervorleuchten; der reiche Honiggéhalt dieser ist den Schwarzen ebenso bekannt wie den Bienen und Schmetterlingen; die Leute reissen sie ab und saugen sie, unbekümmert um die zahlreichen Kerbtiere, welche die Blütenkelche bewohnen, aus. Mir waren sie nicht nur wegen der Schönheit der Blüte, sondern auch deshalb beachtenswert, weil sie den vorüberziehenden fliegenden Hunden und den Papageien zum Aufenthalte dienten; auch von dem Leatherhead wurden sie gerne besucht. Zweimal fanden meine Leute in der Nähe alter Banksienbestände die Stöcke der stachellosen australischen Biene; die dabei demonstrierte Art der

Honiggewinnung gab mir ein Beispiel von Waldwirtschaft, die uns Europäern wie ein Vandalismus erschien. Beide Male handelte es sich um Honigstöcke, die etwa 10 m über dem Boden in grossen, halb abgestorbenen Eukalyptenstämmen eingebaut waren. Da beim Niederhauen des Baumes die Bienen in ganzen Wolken angeschwärmt kamen, zündeten die Schwarzen alle Bäume im Umkreis von 30 m an, so dass bald der ganze Wald prasselte und wir uns vor der Hitze und dem Rauch zurückziehen mussten; als nach etwa einer Stunde die Rauchschwaden nach einer Seite abgetrieben wurden, schlug man den Stamm nieder, spaltete den bewohnten Teil und entnahm ihm das eine Mal vier, das andere Mal zwei Trageimer voll Honigwaben; mit diesen beladen, verliess man den hellbrennenden Busch. Dieser vollständige Mangel an Sinn für die Schönheit und Nützlichkeit der Bäume hat mich sogar innerhalb meines Lagers wiederholt in der unangenehmsten Weise berührt. Ich durfte nur die Feuerstelle — wie dies oft nötig war — um wenige Meter verlegen lassen und schon versuchte man die Axt an den nächststehenden grossen Baum zu legen, der eben im Wege stand. Dass dadurch das ohnehin öde Fischerterritorium um den so spärlichen Schmuck kam, und dass die Brennholzbeschaffung immer beschwerlicher werden musste, fiel keinem ein.

Erfreuten uns die Blüten der Honeysuckles durch ihre Schönheit, so taten dieses in nicht minderem Masse diejenigen der Tea-Trees durch ihren zarten Duft. Die gute Verwendbarkeit der Rinde dieser Bäume zum Bau von Hütten interessierte uns ausserdem von der praktischen Seite.

Die „papierrindigen Teebäume“ kommen in den Küstestrichen von ganz Queensland in zahlreichen Varietäten vor, wo sie sumpfiges Terrain bevorzugen. Die auf Stradbroke wachsende Art — *Melaleuca leucodendron*, Var. *lancifolia* — wuchs in ganz schütterten Beständen um die Lagunen der Wallumsümpfe, wo die weissen Stämme der oft 20 Meter hohen Bäume grell von dem Waldesdunkel sich abhoben. Die weissen, in grossen Büscheln stehenden Blüten verbreiteten einen ungemein aromatischen Geruch, den man bei günstigem Winde auf bedeutende Entfernung wahrnahm. Wir töteten eine grosse Zahl dieser schönen Bäume, indem wir eine bis aufs Holz gehende Furche am Fusse des Stammes und eine andere fünf Fuss höher in die Rinde schlugen. Durch einen vertikalen Schnitt wurden beide Furchenringe verbunden und der so begrenzte Rindenmantel abgelöst. Hierdurch gewannen wir fast meterbreite Deckstücke, die wir für mein Buschlaboratorium verwendeten. Leider vermochte auch die zwei- und dreifache Übereinanderlagerung dieses Materiales nichts gegen die schweren Regen, die uns heimsuchten. Nach

halbstündiger Andauer der Wolkenbrücke begann's in der Hütte zu tropfen und zu rinnen und der Unterschied von innen und aussen war verwischt.

Der Hauptteil der Baumvegetation der stark bewaldeten Insel bestand naturgemäss aus den verschiedensten Arten von Eukalypten — hauptsächlich der Gattung Kimbarra oder Mahagoni-Gum, Blue Gum, Bloodwood der Gattungen *E. robusta*, *tereticornis*, *corymbosa*, — von denen wir sehr grosse über 40 Meter hohe Exemplare antrafen. Zu den vielbeschriebenen Riesenbäumen, an die wir nach den gangbaren Schilderungen gewöhnlich denken, wenn diese Eukalypten genannt werden, scheinen sie auf Stradbroke nicht zu werden, wenn auch aller Wahrscheinlichkeit nach niemals eine Abstockung vorgenommen worden ist. Ausserdem kommen noch die Arteigentümlichkeiten in Betracht. Ob die gigantischen Eukalypten von New-South-Wales auf Stradbroke existierten, war mir nicht bekannt. Wohl aber darf ich konstatieren, dass die Blue gums (*E. tereticornis*), die die ich am Kontinente wiederholt als kolossale Bäume traf, hier die oben genannte Höhe wohl nie überschritten. Nebenbei bemerkt ist die Artenbestimmung dieser Pflanzenordnung durchaus keine leichte Sache. Es gibt so viele Arten und so ganz willkürliche Bezeichnungen, die sich an die botanische Bestimmung nicht im mindesten kehren, dass ich zur Zeit meiner Abreise von Australien nur die gemeinsten Formen erkannte. Ich durfte mich aber mit diesem bescheidenen Ergebnisse insofern zufrieden geben als mir der Regierungsbotaniker Herr M. Bayley versicherte, dass sich die verwirrende Fülle der Eukalyptenarten und ihrer Varietäten selbst dem berufenen Systematiker als ein schwer zu übersteigendes Hindernis entgegenstellt. Es gibt in Queensland allein über 40 Arten, deren Holz industrielle Verwertung findet, neben einer fast ebenso grossen Zahl anderer, denen bis jetzt noch keine wirtschaftliche Bedeutung zukommt. Die vulgären Namen der Eukalypten, die nach Distrikten wechseln, bringen noch mehr Verwirrung in das Ganze. Der *Eucalyptus robusta* ist auf Stradbroke besonders häufig; ebenso an der gegenüberliegenden Festlandsküste, wo er unter dem Namen „Swamp-Mahagony“ den Farmern wegen des guten Bauholzes, das er liefert, wohl bekannt ist. An zahlreichen Orten in Zentralqueensland hörte ich wiederholt denselben Namen für einen ganz anderen Baum — *Tristania suaveolens* gebrauchen. Unter Stringybark lernte ich drei verschiedene Eukalypten, unter Ironbark deren fünf kennen. Noch auffallender erschien mir die Verwechslung, die bei der Blue gum, *E. tereticornis*, statthatte, die so bekannt und bezeichnend gebaut ist, dass ihr Name als Schwurwort dient. „By the blue gums of the back blocks“ — ist ein

oft gehörter Ausruf in den Bars des Westens. Trotzdem habe ich denselben Baum Grey Gum und in Margborough auch Bastard Box nennen hören. Um die Schwierigkeiten aber voll zu machen, nannte man sogar an derselben Lokalität unter Blue Gum den Eucal. gracilis, weil die saftige Rinde zu gewissen Zeiten ihre oberflächlichen grauen Schichten in grossen Partien abstösst und darunter graugrün, mit einem Stich ins Bläuliche erscheint, wie dies beim echten Blue Gum vorkommt. Bei der offenkundigen Unsicherheit, mit der man meine diesbezüglichen Fragen zu beantworten pflegte, war ich anfangs schon zufrieden, entscheiden zu können, was Eukalypten und was den Wattles, d. h. echten Akazien, und was anderen Baumarten zuzuzählen war; das Beriechen einiger zerdrückter Blätter, die bei den Eukalypten reich an ätherischen Ölen sind, diente mir damals als Wegweiser.

Bezüglich des Eindrucks, den auf mich die Eukalypten machten, muss ich gestehen, dass sie mich anfangs enttäuschten. Die hohen kahlen Stämme, das weite, schütterte Astwerk und die schwache Belaubung der Blue Gums meines Camp wirkten wenig malerisch, weil ich unbewusst fortwährend den Linien- und Formenreichtum unserer einheimischen Ulmen, Eichen, Birken usw. in Betracht zog. Die Eukalypten lassen aber schlechterdings einen solchen Vergleich nicht zu; es sind eigenartige und, wie vieles andere in Australien, herbe Schönheiten, die gesucht werden wollen, von denen man sich aber um so angezogener fühlt, je länger man mit ihnen beisammen lebt. Später betrachtete ich immer wieder mit Wohlgefallen die stolzen, hohen Bäume mit ihren schlanken Ästen und ihren wehenden Blätterbüscheln, denen die jahrelange Dürre ihr saftiges Grün nicht nehmen konnte. Selbst im Tode waren sie noch imposant, wenn sie wie ein weissgraues Gerippe einer Riesenhand gegen den Himmel ragten. Durch eine spezifische Widerstandskraft des Eukalyptenholzes gegen Fäulnis, die noch durch die grosse Trockenheit der Luft unterstützt wird, vermodert der Stamm der abgestorbenen Bäume nicht von unten aus. Sie verlieren bloss ihre Rinde und verwittern langsam von den Astspitzen her; gewöhnlich bleiben die kahlen Baumstrünke jahrzehntelang stehen, ehe sie durch Sturm, Termitenfrass oder durch die Hand des Menschen niedergeworfen werden.

Als besonderen Schmuck zugrundegegangener Eukalypten fand ich in den dichter Beständen des Busches auf Stradbroke zwei parasitierende Farne, die als Nationalpflanzen in hohem Ansehen stehen, den Staghorn- und Nestfarn. Der erstere, *Platycerium alcicorne*, besitzt grosse, schön geschweifte Blätter, die entfernt das Geweih eines Elentieres nachahmen; der letztere,

Asplenium nidus, bildet ein Wurzelconvolut, das wie ein Vogel-nest an den Baumstämmen klebt. Die Nestfarne enthielten gewöhnlich eine Menge von Kerbtieren oder dienten anderen epiphytischen Pflanzen als Heimstätten; doch habe ich auf unserer Insel nur Exemplare gesehen, die gegen die üppigen Rindenfarne des tropischen Queensland nur kümmerlich entwickelt waren.

Die artenreiche Vegetation bot viel mehr Abwechslung, als ich vorausgesetzt hatte. Der Stradbroke Busch verdient diesen Namen, der eigentlich nur ein Synonym für Eintönigkeit ist, nicht. Die beträchtliche Niederschlagshöhe bringt eine solche Intensität des Pflanzenwuchses hervor, dass wir viel eher einen Vergleich mit den Laubwäldern der gemässigten Zone ziehen dürfen. Während im Festlandsbusch oft hunderte von Quadratmeilen von einer Baumart in Form des offenen Haines bedeckt sind, finden sich auf Stradbroke und den umliegenden Inseln die verschiedensten Bäume in bunter Abwechslung und oft undurchdringlich dichten Beständen. Man konnte hier den stillen Waldeszauber ebenso geniessen, wie in der Heimat.

Über Aufschlüsse des Prager Bodens. III.

Von K. Zimmert.

(Schluss.)

Dort lagert nämlich über den dislozierten d_4 Schiefern diskordant zunächst eine 1 bis 2 *m* mächtige Schichte von Trümmern derselben Schiefer. Nur an einer Stelle zieht durch diese Detritusschichte ein schmales, helles Band von quarzitischem Detritus. Der Hügel war also ursprünglich ganz in die Schiefer der Stufe d_4 gehüllt, dann gelangte bei fortschreitender Abtragung dieser Schiefer eine Quarzitklippe zum Vorschein, wurde ebenfalls abgetragen, worauf wieder nur Detritus der Schiefer abgelagert wurde. Das oberste Band dieser Detritusschichte zeigt hellgraue Farbe und viel Glimmer; die weiterfortschreitende Denudation des Hügels griff nämlich die Stufe d_2 in grösserer Ausdehnung an und zwar begann sie mit einer glimmerreichen tonigen Übergangsschichte, begleitet von der noch fortdauernden Abtragung der Schiefer d_4 und hatte dann nur noch die Quarzite der Stufe d_2 abzutragen. Über der ersten, untersten Detritusschichte lagert nämlich eine zweite, gleichfalls 1 bis 2 *m* mächtige Schichte, die fast ausschliesslich von Quarzittrümmern mit lehmigem Bindemittel gebildet wird. Über dieser zweiten lagert dann die 1 *m* mächtige Humusschichte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Lotos - Zeitschrift fuer Naturwissenschaften](#)

Jahr/Year: 1909

Band/Volume: [57](#)

Autor(en)/Author(s): Dexler Hermann

Artikel/Article: [Australische Reisebriefe VI. 227-250](#)